

# Der Spiegel

für

## Kunst, Eleganz und Mode.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern Haupttext und ein illuminiertes Modenbild; monatlich wenigstens zwei literarische Beilagen unter dem Titel: „Der Schmettling“ und mindestens eine besondere Kupferbeilage; dann außerordentliche Beilagen. — Halbjährlicher Preis 4 fl., postfrei 5 fl. C. M. — Man pränumeriert im Kommissionsamt in Ofen, in F. Tomala's Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

T h e r e s e .

(Fortsetzung.)

„Wäre die Gräfin wie Theresese,“ sagte er endlich zu sich selbst — „so wäre die Frage in einem Augenblicke entschieden“ und von diesem Augenblicke an war die Frage wirklich entschieden. Die Gräfin konnte nie die Seine werden.

Einige kleine Umstände überzeugten ihn auch, daß er keinen dauernden Eindruck auf ihr Herz gemacht, ja Einer jener geschäftigen Allerweltsdienere, die sich um Aller Angelegenheiten, nur nicht um die ihrigen bekümmern, hatte ihm vertraut, ein Anderer besitze ihr Herz und sie habe diesen nur deshalb vernachlässigt, weil sie geglaubt, eine bessere, glänzendere Partie zu machen. Dessenungeachtet fand er sich noch bei der Gräfin Toilette ein, wenn auch nicht mehr ihret, sondern Theresen wegen, deren Reize sich immer mehr zu entfalten schienen, so daß er sich überzeugen mußte, sie sei ein Wesen, das einen Mann vollkommen glücklich machen könne; und er sehnte sich, dieser Mann zu sein. Hatte aber bisher der Graf nur geträumt, Theresen zu heirathen? — Nein! Der Graf war ein Mann von Ehre, aber von warmem Blute und häufig geben sich solche Personen einer starken Aufregung hin und lassen Wünsche groß wachsen, ohne an die Mittel, sie zu befriedigen, zu denken, bis die Gewalt der Leidenschaft für einen Widerstand fast zu stark geworden ist.

Heute schlug der Graf eine Einladung, bei der Gräfin zu speisen, ab. Sie hatte Gesellschaft und Gesellschaft war ihm jetzt unerträglich. Er versprach jedoch, Abends auf einen Augenblick zu kommen, wenn der Ball begonnen, bei dem er nicht gut fehlen konnte. Kaum hatte er Abschied genommen, als es ihm war wie einem Sklaven, der die Freiheit erlangt hat. Er sehnte sich nach Einsamkeit, eilte aus Paris hieraus und befand sich nach ein Paar Stunden auf seinem Schlosse, welches er den Winter über einem alten Diener übergeben hatte. Er war nun allein, sicher vor jeder Störung und hatte vollkommen Muße, seinen Gedanken nachzuhängen, deren Thema Therese war. Offenbar konnte er mit Theresen nicht in eine ehrlöse Verbindung treten und sein eigenes Herz verabscheute eine solche. Sie besaß ein Herz, das gerührt werden konnte, — wenn es nicht schon geschehen war — aber auch von Tugend ringsum beschanzt war. Er hatte blos die Wahl, sie aufzugeben oder ihr seine Hand zu reichen. Das Letztere war unmöglich und als er das Erstere genau überlegte, fand er, daß es ebenfalls unmöglich sei. Er schritt in dem Zustande der größten Verlegenheit und Unentschlossenheit aus einem Zimmer in das andere und befand sich endlich in dem Banketsaal. Dies war ein prächtvolles Gemach. Er ging langsam bis an das Ende desselben, kehrte dann um und kreuzte die Arme über einander, indem er die vergoldete, gemalte und geschnitzte Decke, die massiven marmornen Säulen, welche sie trugen, die mit hohen breiten Spiegeln geschmückten Wände, die mit Gold ausgelegten Thürren von dem kostbarsten Holze und die Meubles betrachtete, welche ganz zu dieser Pracht paßten. Der Stolz schlich sich in sein Herz — aber nur auf einen Augenblick, und Therese stand vor ihm und sah herrlicher als dieses herrliche Zimmer. Mit schnellen Schritten kehrte er zurück und schlug die Thüre ungeduldig hinter sich zu.

Der Banketsaal stand mit der Gemäldegallerie in Verbindung; hier befanden sich seine Vorfahren, männliche und weibliche, von 20 Generationen. Eine der letztern war in den Ubelstand erhoben worden, wegen ihrer Schönheit, die so groß war, daß Graf Reginald, der fünfte der Reihe, dem Eindrucke, den sie auf sein Herz gemacht hatte, nicht widerstehen konnte und sie deshalb zu sich emporhob. Dieses Portrait hatte Graf Theodor immer gern betrachtet; jetzt nahm er einen Stuhl und setzte sich ihm gegenüber nieder. Nach einer Minute blickte er in die Züge Theresens. Sie war schöner als Graf Reginalds Gemahlin. Sein Auge fiel auf einen Tisch, worauf das Buch des Geschlechtsregisters lag; er nahm und öffnete dasselbe. Reginald stand da mit einem Viertelhundert Titeln und

ihm gegenüber „Thérèse l'Etrange“ (Therese die Fremde), ohne einen einzigen. Die schönste Frau in der langen Reihe hatte keinen Tropfen adeligen Blutes. Sonderbare Gedanken zogen durch Theobors Kopf, als er das Buch wieder hinlegte und von seinem Stuhle aufstand. Er betrachtete das nächste Portrait, des sechsten Grafen Reginald, den Sohn Theresens, den Tapfersten und Edelsten aller Vorfahren Theobors. Sein Gesicht war das der Mutter, nur männlich und kräftig. Er lächelte über die steifen, stattlichen Herren und Damen, die ihm selbst näher standen und ging dann fort, aber der Gedanke, daß wohl noch eine andere Therese auf dem Stammbaum der Familie gepfropft werden könnte, verlieh ihn nicht.

Der Graf trat in das Studirzimmer und nahm ein Buch; es war eine Sammlung Lebensbeschreibungen großer und ausgezeichneten Männer. Er blätterte zwecklos darin herum, bis sein Auge auf den „Herzog von \* \* \*“ fiel. Des Herzogs Vater war ein bloßer Krämer in einem Städtchen in der Normandie gewesen und der Sohn hatte sich durch seine Talente, seinen Muth und seine Tugend bis zu der höchsten Adelsstufe aufgeschwungen. Sein Nachkomme im dritten Gliede lebte jetzt in Paris und war der ausschweifendste Wüßling.

Der Graf nahm den Hut, ging ins Freie, wanderte auf seinen Feldern umher und besand sich endlich in der Nähe der Dorfkirche, wo das Begräbniß seiner Ahnen war. Durch eine kleine Thüre gelangte er hinein und überlas die Namen der darin in Frieden Ruhenden. Das große prachtvolle Schloß mit seinen Thürmen lag vor ihm; er lehnte sich gegen das letzte Haus seiner Väter und sein Auge ergozte sich an dem herrlichen Gebäude. Neunzehn seiner Ahnen hatten sich darüber erfreut und lagen nun in dem engen Häuschen, den tiefen Schlaf schlummernd. Der letzte Rest des gräßlichen Stolzes verschwand und es ward ihm immer klarer, daß es gar nicht unmöglich sei, noch eine Therese auf den Stammbaum zu pfpflanzen.

Endlich kehrte er nach Paris zurück und kleidete sich zum Abend an. Erst spät trat er in den Ballsaal. Eben war ein Tanz beendigt, die Gesellschaft hatte sich in Gruppen getheilt, Einige gingen, Andere saßen, noch Andere standen. Unter den Letztern sah er den Herzog von B., den Marquis N. und drei oder vier andere Abelige beisammen. Sie standen an der Thüre des Ballsaales: „gewiß die Schönste im Saale!“ flüsterte der Marquis N. „Keine andere hält einen Vergleich mit ihr aus“ — entgegnete der Herzog. „Sehen Sie nur das herrliche Oval des Gesichts, als ob es ein Mathematiker gezeichnet hätte — und wie alle Züge dazu passen! Ihre Taille

liegt gerade im Mittel, ich strafe den Zirkel Lügen, wenn er es nicht bestätigt. Nehmen Sie die ganze Figur — der Umriss — wie weich, wie wellenförmig! Weib in jeder Schwingung der Wellen. Ist sie die Dienerin der Gräfin, so hat die Natur eine Prinzessin in ihr geschaffen und das Uebrige der Fortuna überlassen, welche in ihrer Blindheit eine Dienerin aus ihr machte.“ Der Herzog war ein Kenner in allen schönen Künsten, und das war sein einziges Verdienst. Er galt für den besten Beurtheiler von Bildhauerarbeiten in Paris und die Arbeiten der besten Meister warteten auf seinen Ausspruch, ehe ihr Verdienst unwiderleglich fest stand. In dem jetzigen Falle schienen seine Zuhörer nicht bloß aus Höflichkeit seiner Meinung zu sein, auch blieb er nicht lange darüber ungewiß, daß sie Theresen meinten. Sie hatte sich gepuzt und schien eine andere, noch schönere Theresen zu sein. Alles im Saale war still, Aller Augen hefteten sich auf das reizende Mädchen, alle drängten sich in die Mitte des Saales, wo sie Befehle von ihrer Gebieterin einholte. Graf Theodor konnte ein eifersüchtiges Gefühl über die unbeschreibliche Wirkung ihrer Schönheit nicht verbergen; als er zumal den alten Herzog wie entzückt das Mädchen betrachten sah, ward es ihm zu eng, zu schwül im Saale und er eilte hinaus.

Der Graf ging in den Garten hinab, wo für das Fest ein besonderes Gebäude errichtet worden war, in dem das Abendessen eingenommen werden sollte. Den Garten durchschnitten mehrere Gänge und auf einem engen, dicht beschatteten ging der Graf fort. Am Ende desselben befand sich eine Laube und hier setzte er sich nieder, um die Frage, welche ihm vorher nie beigefallen war, näher zu beleuchten: „Konnte Theresen gewonnen werden? War ihr Herz frei und wenn es dies war, konnte er Interesse für sich darin erwecken?“ — denn es war ihm, als sei es eitle Hoffnung, ein so herrliches Geschöpf wie Theresen zu gewinnen, oder vorher ihre Liebe gewonnen zu haben. „Sie würde seinen Titel und seine Besitzungen verachten, wie sie erst den Besitzer derselben verachtet hat,“ dachte er. Er mochte sich ungefähr eine Viertelstunde mit ähnlichen Gedanken beschäftigt haben, als er am Anfange des Ganges ein Geräusch, wie von Sträuben und Ziehen bemerkte. Es kam näher und der Graf fuhr empor, als er die Stimme des Herzogs erkannte.

„Sträube dich nicht,“ sagte dieser leise, „sträube dich nicht, sondern folge mir und ich schwöre, dich augenblicklich loszulassen; ich habe bloß einige Worte allein mit dir zu sprechen.“

Der Graf wunderte sich, darauf keine Antwort zu hören, obgleich das Sträuben und Ringen noch immer fortzudauern schien.

Beide waren endlich so weit gekommen, daß sie der Graf erkennen konnte — die Sträubende war Therese, um welche der Herzog einen Arm geschlungen hatte, um sie vorwärts zu ziehen, während er dem Mädchen mit der andern Hand den Mund zuhielt.

„Jetzt bist du frei!“ sagte der Herzog, indem er Theresen losließ, sich aber zwischen sie und den Eingang des Weges stellte, „jetzt bist du frei, kommst aber nicht eher fort, bis du mich angehört hast. Verlasse noch heute Nacht dies Haus; mein Pallast nimmt dich auf und du kannst über mein Vermögen verfügen.“

Der Graf erwartete mit gewaltigem Herzklopfen Theresens Antwort — vergebens; sie erwiderte nichts — sie schwankte — er hörte einen konvulsivischen Seufzer — mit einem Sprunge stand er an ihrer Seite und seine Arme empfingen sie, als sie bewußtlos umfiel.

„Schurke, wer bist du?“ fragte wüthend der Herzog.

„Der Feind eines Schurken!“ — antwortete der Graf. „Drei Meilen vor der Barriere St. Denis, morgen früh eine Stunde nach Sonnenaufgang.“

— „Ich erkenne und verstehe Sie, Herr Graf,“ entgegnete der Andere, „Zeit und Ort sind mir recht, ich werde nicht auf mich warten lassen.“ Damit ging er fort und ließ den Grafen mit der ohnmächtigen Therese allein.

Was sollte er thun? Trug er sie in das Haus, so war auch das Abenteuer verrathen. Sie lag in Ohnmacht und er hatte nichts Stärkendes bei sich. Er hörte zwar das Murmeln einer Quelle, aber sie befand sich mitten im Garten, wo die Domestiken der Gräfin fortwährend hin und her liefen, er konnte sie also auch dahin nicht bringen. Da fiel ihm die Laube wieder ein; sogleich trug er die Ohnmächtige dahin und legte sie auf die Bank. In einer Minute befand er sich in dem Saale, wo bereits die Erfrischungen aufgetragen wurden und in der zweiten war er wieder mit einem Glase Wasser neben ihr. Er setzte es nieder, hob das Mädchen vorsichtig und langsam etwas empor, lehnte ihren Kopf an seine Brust, besprengte ihr das Gesicht und wusch ihr die Schläfe bis ein leiser Seufzer die Rückkehr des Lebens verkündete.

„Lassen Sie mich!“ — rief Therese leise, als sie Kraft genug hatte, um sprechen zu können und versuchte zu gleicher Zeit, den sie umschlingenden Arm des Grafen loszumachen — „Lassen Sie mich, wenn Sie ein Mann sind!“

„Therese“ entgegnete leise der Graf, „ich bin es. Der Niederträchtige, der Sie so schimpflich behandelt, ist nicht hier. Ich

liegt gerade im Mittel, ich strafe den Zirkel Lügen, wenn er es nicht bestätigt. Nehmen Sie die ganze Figur — der Umriss — wie weich, wie wellenförmig! Weib in jeder Schwingung der Wellen. Ist sie die Dienerin der Gräfin, so hat die Natur eine Prinzessin in ihr geschaffen und das Uebrige der Fortuna überlassen, welche in ihrer Blindheit eine Dienerin aus ihr machte.“ Der Herzog war ein Kenner in allen schönen Künsten, und das war sein einziger Verdienst. Er galt für den besten Beurtheiler von Bildhauerarbeiten in Paris und die Arbeiten der besten Meister warteten auf seinen Ausspruch, ehe ihr Verdienst unwiderleglich fest stand. In dem jezigen Falle schienen seine Zuhörer nicht bloß aus Höflichkeit seiner Meinung zu sein, auch blieb er nicht lange darüber ungewiß, daß sie Theresen meinten. Sie hatte sich gepuzt und schien eine andere, noch schönere Theresen zu sein. Alles im Saale war still, Aller Augen hefteten sich auf das reizende Mädchen, alle drängten sich in die Mitte des Saales, wo sie Befehle von ihrer Gebieterin einholte. Graf Theodor konnte ein eifersüchtiges Gefühl über die unbeschreibliche Wirkung ihrer Schönheit nicht verbergen; als er zumal den alten Herzog wie entzückt das Mädchen betrachten sah, ward es ihm zu eng, zu schwül im Saale und er eilte hinaus.

Der Graf ging in den Garten hinab, wo für das Fest ein besonderes Gebäude errichtet worden war, in dem das Abendessen eingenommen werden sollte. Den Garten durchschnitten mehrere Gänge und auf einem engen, dicht beschatteten ging der Graf fort. Am Ende desselben befand sich eine Laube und hier setzte er sich nieder, um die Frage, welche ihm vorher nie beigefallen war, näher zu beleuchten: „Konnte Theresen gewonnen werden? War ihr Herz frei und wenn es dies war, konnte er Interesse für sich darin erwecken?“ — denn es war ihm, als sei es eitle Hoffnung, ein so herrliches Geschöpf wie Theresen zu gewinnen, oder vorher ihre Liebe gewonnen zu haben. „Sie würde seinen Titel und seine Besitzungen verachten, wie sie erst den Besizer derselben verachtet hat,“ dachte er. Er mochte sich ungefähr eine Viertelstunde mit ähnlichen Gedanken beschäftigen, als er am Anfange des Ganges ein Geräusch, wie von Sträuben und Ziehn bemerkte. Es kam näher und der Graf fuhr empor, als er die Stimme des Herzogs erkannte.

„Sträube dich nicht,“ sagte dieser leise, „sträube dich nicht, sondern folge mir und ich schwöre, dich augenblicklich loszulassen; ich habe bloß einige Worte allein mit dir zu sprechen.“

Der Graf wunderte sich, darauf keine Antwort zu hören, obgleich das Sträuben und Ringen noch immer fortzubauern schien.

Beide waren endlich so weit gekommen, daß sie der Graf erkennen konnte — die Sträubende war Theresie, um welche der Herzog einen Arm geschlungen hatte, um sie vorwärts zu ziehen, während er dem Mädchen mit der andern Hand den Mund zuhielt.

„Jetzt bist du frei!“ sagte der Herzog, indem er Theresen losließ, sich aber zwischen sie und den Eingang des Weges stellte, „jetzt bist du frei, kommst aber nicht eher fort, bis du mich angehört hast. Verlasse noch heute Nacht dies Haus; mein Pallast nimmt dich auf und du kannst über mein Vermögen verfügen.“

Der Graf erwartete mit gewaltigem Herzklopfen Theresens Antwort — vergebens; sie erwiderte nichts — sie schwanke — er hörte einen konvulsivischen Seufzer — mit einem Sprunge stand er an ihrer Seite und seine Arme empfingen sie, als sie bewußtlos umfiel.

„Schurke, wer bist du?“ fragte wüthend der Herzog.

„Der Feind eines Schurken!“ — antwortete der Graf. „Drei Meilen vor der Barriere St. Denis, morgen früh eine Stunde nach Sonnenaufgang.“

— „Ich erkenne und verstehe Sie, Herr Graf,“ entgegnete der Andere, „Zeit und Ort sind mir recht, ich werde nicht auf mich warten lassen.“ Damit ging er fort und ließ den Grafen mit der ohnmächtigen Theresie allein.

Was sollte er thun? Trug er sie in das Haus, so war auch das Abenteuer verrathen. Sie lag in Ohnmacht und er hatte nichts Stärkendes bei sich. Er hörte zwar das Murmeln einer Quelle, aber sie befand sich mitten im Garten, wo die Domestiken der Gräfin fortwährend hin und her liefen. er konnte sie also auch dahin nicht bringen. Da fiel ihm die Laube wieder ein; sogleich trug er die Ohnmächtige dahin und legte sie auf die Bank. In einer Minute befand er sich in dem Saale, wo bereits die Erfrischungen aufgetragen wurden und in der zweiten war er wieder mit einem Glase Wasser neben ihr. Er setzte es nieder, hob das Mädchen vorsichtig und langsam etwas empor, lehnte ihren Kopf an seine Brust, besprengte ihr das Gesicht und wusch ihr die Schläfe bis ein leiser Seufzer die Rückkehr des Lebens verkündete.

„Lassen Sie mich!“ — rief Theresie leise, als sie Kraft genug hatte, um sprechen zu können und versuchte zu gleicher Zeit, den sie umschlingenden Arm des Grafen loszumachen — „Lassen Sie mich, wenn Sie ein Mann sind!“

„Theresie“ entgegnete leise der Graf, „ich bin es. Der Niederträchtige, der Sie so schimpflich behandelt, ist nicht hier. Ich

war zufällig in der Nähe, um Ihnen Beistand leisten zu können und nahm Sie in meine Arme, als Sie ohnmächtig wurden. Beruhigen Sie sich, ich ziehe meinen Arm zurück, sobald Sie sich allein aufrecht halten können.“

„Ich kann es“ — erwiderte Therese mit Anstrengung — indem sie den Kopf etwas erhob, ihn aber sogleich wieder auf des Grafen Schulter sinken ließ.

(Fortsetzung folgt.)

### Die Londoner Börse.

Abdison, einer der Hauptverfasser jenes englischen Zuschauer's, der schon vor hundert Jahren den Ton zu so vielen ähnlichen Wochen- und Monatschriften gab, betrachtete den Anblick dieses großen europäischen Marktplazes aus folgendem Gesichtspunkte: „Keinen Ort der Stadt, — sagt er — besuche ich so gern als die Börse. Es erregt in mir ein geheimes Vergnügen und schmeichelt gewissermaßen meine Eitelkeit als Engländer, wenn in eine so reiche Versammlung von Landaleuten und Fremden sich über die Privatangelegenheiten des Menschengeschlechts berathschlagen, und diese Hauptstadt zu einer Art von Markt für die ganze Erde machen sehe. Ich muß gestehen, daß ich die Börse nicht anders als eine große Rathversammlung betrachte, wo alle beträchtlichen Nationen ihre Repräsentanten haben. Faktoren in der Handelswelt sind eben das, was Gesandte in der politischen Welt sind: sie treiben Unterhandlungen, schließen Traktaten, und unterhalten ein gutes Einverständnis und einen Verkehr zwischen jenen reichen Menschengesellschaften, die durch Seen und Ozeane von einander getrennt sind, und an den verschiedensten Enden eines festen Landes leben. Ich finde ein unendliches Vergnügen daran, mich unter diese verschiedenen Diener des Handels zu mengen, die sich alle durch ihren Gang und ihre Sprache unterscheiden. Zuweilen dränge ich mich durch einen Trupp Armenier; zuweilen verliere ich mich unter einem Haufen Juden; und zuweilen figurire ich in einer Gruppe Holländer. Ich bin zu verschiedenen Zeiten, bald ein Däne, bald ein Schwede, bald ein Franzose; oder vielmehr ich betrachte mich, wie jener alte Philosoph, der, als man ihn fragte, was für ein Landmann er sei, zur Antwort gab, er sei ein Bürger der Welt.“

„Die Natur — fährt er fort — scheint besonders sorgfältig gewesen zu sein, ihre Güter unter die verschiedenen Gegenden der Welt zu vertheilen, und dabei auf diesen wechselseitigen Verkehr und

Handel unter den Menschen Rücksicht genommen zu haben, damit die Eingebornen der verschiedenen Theile des Erdbodens gewissermaßen von einander abhingen, und durch ihr gemeinsames Interesse zusammen verknüpft würden. Fast jeder Grad der Erde bringt etwas hervor, daß ihm eigentümlich ist. Das Gerichth kommt oft aus dem einen Bande, und die Brühe aus einem andern. Portugiesische Baumfrüchte werden durch Produkte von Barbados verbessert. Die Infusion einer sinesischen Pflanze wird durch das Mark eines indianischen Rohrs verköstet. Die philippinischen Inseln geben unsern europäischen Trinkschalen den lieblichen Duft und Geschmak. Ein einzelner Anzug eines Frauenzimmers vom Stande ist oft das Produkt von hundert verschiedenen Erdstrichen. Der Muff und der Fächer kommen aus den entgegengesetzten Enden der Erde zusammen. Die Envelopp wird uns aus dem heißen Erdgürtel, und der Paladin vom Pole her zugeschickt. Der brokatene Rok entspringt aus den Minen von Peru, und das diamantne Halsgeschmeide aus den Eingeweiden von Hindostan.

„Betrachten wir unser Vaterland in seiner natürlichen Gestalt, ohne alle Wohlthaten und Vortheile des Handels, welsch ein unfruchtbarer, freudentloser Fleck der Erde wäre dann unser Loos! Die Naturgeschichtschreiber sagen uns, daß ursprünglich keine Baumfrüchte bei uns wachsen, als Hanbutten und Kreuzbeeren, Eiheln und Buchnüsse, nebst andern Delikatessen gleicher Art; daß unser Klima für sich selbst, und ohne Hilfe der Kunst, sich der Pflaume nicht weiter nähern kann, als bis zur Schlehe, und einen Apfel, zu keiner größern Vollkommenheit bringt, als einen Holzapfel; daß unsre Melonen, unsre Pflirschen, unsre Feigen, unsre Aprikosen, unsre Kirschchen Fremdlinge unter uns sind, die zu verschiedenen Zeiten eingeführt und in unsern Gärten naturalisirt worden, und daß sie alle verwildert und in das ungenießbare Gewächs unsers Landes ausarten würden, wenn der Pflanzler sie vernachlässigte, und sie der Barmherzigkeit der Sonne und des Bodens überließe. So sehr aber der Handel unsre vegetabilische Welt bereichert, eben so sehr hat er die ganze Gestalt der Natur bei uns verbessert. Unsre Schiffe sind mit der Ernte jenes Klima's beladen; unsre Taffeln sind mit ausländischen Gewürzen, Oelen und Weinen bedekt; unsre Zimmer sind voll von Aufsätzen sinesischen Porzellans, und mit japanischer Arbeit ausgeschmückt; unser Morgentrank kommt aus den entferntesten Ecken der Erde zu uns; wir stärken unsern Körper durch amerikanische Arzneln, und ruhen auf einem indianischen Sopha.

„Der Handel verknüpft das Menschengeschlecht durch ein wechselseitiges Verkehre gefälliger Dienste, vertheilt die Gaben der Natur; verschafft den Armen Arbeit, dem Reichen Schätze und dem Großen Pracht. Unser englischer Handelsmann verwandelt das Zinn seines Vaterlandes in Gold, und vertauscht seine Wolle gegen Kubinen. Die Muhamedaner kleiden sich in unsre Tücher, und die Bewohner der gefrorenen Zone wärmen sich mit den Fellen unsrer Schafe.

„Wenn ich — setzt er endlich hinzu — auf der Börse gewesen bin, habe ich mir oft eingebildet, einer unsrer alten Könige stünbe da in Person, wo jetzt Karl II. im Bildnisse steht, und sähe auf den großen Zusammenfluß von Menschen herab, die diesen Ort täglich anfüllen. Wie würde er in diesem Fall erstaunen, alle europäische Sprachen auf diesem kleinen Fleck seines vormaligen Gebiets reden zu hören, und so viele Privatleute, die zu seiner Zeit die Vasallen irgend eines mächtigen Barons gewesen sein würden, gleich Prinzen über größere Geldsummen negotiiren zu sehen, als vormalis in seinem königlichen Schatz zu finden waren.

#### Wie die Beduinen-Araber Heuschrecken verzehren.

Die Beduinen essen gern Heuschrecken, die sie zu Anfange des Aprils in großer Menge sammeln. Wenn man sie ein wenig auf der eisernen Platte geröstet hat, auf welcher das Brot gebacken wird, so werden sie in der Sonne getrocknet, dann in große Säcke gethan und es wird eine kleine Portion Salz beigemischt. Nie kommen sie als eine besonder Mahlzeit auf den Tisch, sondern jeder nimmt eine Hand voll, wenn er hungrig ist. Die Einwohner von Syrien essen keine Heuschrecken; doch gibt es einige arme Fellahs (Landleute) in Hauran, die, von Hunger geplagt, bisweilen eine Mahlzeit daraus machen, allein sie brechen den Kopf ab und nehmen die Eingeweide heraus, ehe sie dieselben trocknen. Die Beduinen verschlucken die Heuschrecken ganz.

#### Modenbild. Nr. 27.

Pariser Anzug vom 15. Juni. Krepp-Hut. Kleid von Gandie.

Herausgeber und Verleger Franz Wiefen.



Modellatt z. Spiegel